

mußte warten, daß er selbst sprach. Aber er druckste und gnuckste, bis ich ihn zu einem Gang nach dem Stalle aufforderte, er sollte die Gerste begutachten, die ich mir aus dem Innern hatte kommen lassen. Da blitzte es in seinem linken Augenwinkel und ich dachte mir mein Teil. Des Roghis Lösung nahte. Nahon kümmerte sich viel zuwenig um meine Gerste, er ließ sie unaufmerksam durch die Hand rinnen und kostete ein Korn, ohne sich zu äußern. Dann aber fing er an, den Gaul zu betrachten und zu loben. Was das bedeuten sollte, begriff ich nicht, hätte er ihn getadelt, würde ich geglaubt haben, er wolle ihn kaufen. Aber er pries ihn wie Sauerbier und alle Einwände, die ich gegen die Herrlichkeit des Pferdes machte, schlug er mit zehnfachen Lobpreisungen nieder.

Es war das reine, hohe Lied. Schließlich fragte er, ob ich den Roghi nicht verkaufen wolle? Warum nicht? Aber da er ja noch nie ein Pferd von solcher Schönheit gesehen, so würde er wohl wissen, daß ich einen hohen Preis verlangen müßte. Das sollte ich nur tun, er sei nicht der Käufer, und deshalb müsse ich ihn ein Stück verdienen lassen. Er wisse jemand, der das Pferd haben wolle und gut dafür bezahlen würde.

Dieser Jemand konnte nur die geheimnisvolle Frau sein.

So fragte ich ganz harmlos: Wieviel sie denn geben wolle? Sein Erstaunen zeigte mir, daß ich auf der rechten Fährte war. Ging ich jetzt auf den Kauf ein, dann verlor ich des Rätsels Faden. Darum schlug ich es ihm ab, erst rundweg, dann erzählte ich ihm, wie ich das Pferd vom Tode gerettet und daß es mir lieb geworden. Ich möchte es nicht hingeben, wo es schlecht behandelt würde, ich müsse den Käufer kennen und so weiter, bis er schließlich die Verhandlungen abbrach. Aber den nächsten Tag kam er wieder, ich blieb zäh; er möge mit dem Käufer kommen. Von „ihr“ sprach ich nicht wieder, er sollte das für einen Sprechfehler nehmen. Dann blieb er fort. Als ich nach drei, vier Tagen durch die Stadt ging, rief er mich plötzlich aus einem Hause an. Ich blieb stehen, er bat mich, hereinzukommen. Es war eines jener halbarabischen Gebäude mit spanischem Einschlag, viel bunte Kacheln; ein großer Mittelraum, in dem die Treppe emporführt zu einer Galerie, auf die die einzelnen Zimmer münden. Dort oben kicherten ein paar buntgekleidete Judenmädchen mit einer Araberin, die ihre Magd war, die Töchter des Nahons. Der führte mich in ein Gemach zu ebner Erde. Auf einem Polster, bedeckt mit einem wun-

derbaren Rabatter Teppich, saß eine Maurin, verschleiert, im goldstrotzenden Gewande, das der Koran den Männern verbietet, aber den Frauen erlaubt, weil sie seelenlose Geschöpfe sind und ihnen das Paradies nicht winkt. Deshalb gönnt ihnen der Prophet die Freuden der Erde.

Irgend etwas schien mir nicht ganz echt an dieser Maurin. Schon der Schleier, den sie nur auf der Straße tragen und vor Christen und Juden nicht umtun, weil sie sie als ungläubige Hunde nicht für voll nehmen.

Mein Jude verbeugte sich tief und ließ mich mit der Frau allein. Vergebens versuchte ich, ihr Antlitz zu ergründen, doch die Augen schienen mir den traurigen Ausdruck zu haben, den meines Pferdes Freundin gezeigt. Sie sprach mich arabisch an, aber ich merkte gleich den falschen Tonfall. Dennoch ging ich auf die Komödie ein, um sie sicher zu machen und aus irgendeinem Laut ihre eigentliche Heimat festzustellen. Bald hatte ich es heraus, sie war eine Engländerin, also ich sprach schließlich englisch. Sie stellte sich taub, bis ich auf britisch zu fluchen begann. Das kann keine Engländerin vertragen und ein empörtes „shocking“ verriet sie. Nun entschuldigte ich mich gebührend, und wir kamen in ein ganz vernünftiges Gespräch, zumal da wir uns vorher gegenseitig so gut wie nicht verstanden hatten. Sie geruhte sich zu entschleiern, und richtig erkannte ich die Fremde von jenem Vormittag. Ich muß gestehen, daß, wenn sie schon aufs Küssen ausging, sie angenehm genug aussah, um nicht allein auf eines Pferdes Geschmack angewiesen zu sein. Also sie wollte meinen Roghi erstehen. Warum sagte sie nicht. Sie verschanzte sich hartnäckig hinter den ihrer Rasse zuzubilligenden Spleen, und da es ihr auf den Preis nicht ankam, so war auch ein Hinaufhandeln zwecklos.

Sie war Frau genug, um zu merken, daß mich ihre Schönheit nicht kalt ließ, und als sie sah, daß ich fest blieb, versuchte sie es mit weiblichen Künsten. Sie nahm zunächst meinen Vorschlag an, ihr den Roghi zu borgen. Dann kamen ihr jedoch Bedenken. Sie sei Mohammedanerin geworden, sie könne es nicht wagen, mit einem Manne auszureiten, schon ihr Zusammentreffen hier mit mir sei äußerst gefährlich. Wenn sie des Morgens in europäischer Kleidung auf der Straße gewesen, so sei das zu einer Stunde geschehen, wo sie niemanden zu treffen befürchtete. Kurz, es ginge nicht. Ich erhob mich und bot ihr Bedenkzeit. Das Pferd stehe jederzeit zu ihrer Verfügung. Sie brauche es mich nur wissen zu lassen.